

[Nachdruck verboten.]

30]

## Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Negro. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Im Anfang gerieten sie häufig aneinander, aber Pelle lernte bald auszuweichen. Peter, der sonst so gut und fügsam war, schlug einen heftig-gequälten Ton an, sobald die Rede auf die sozialen Zustände kam; es war gleichsam, als sei seine Geduld erschöpft. Obwohl er sehr ordentlich verdiente, ging er schlecht gekleidet und sah so aus, als bekomme er nicht genug zu essen. Das Frühstück, das er in der Werkstatt in der Gesellschaft der anderen einnahm, bestand in der Regel aus Brot mit Margarine darauf, seinen Durst löschte er am Wasserhahn. Die erste Zeit strickelten die anderen auf seine Gefangenenskost; aber er gewöhnte sie bald daran, sich um ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern, es war nicht gut Kirchenessen mit ihm. Einen Teil seines Verdienstes brauchte er zur Agitation. Die Kameraden erzählten auch, daß er mit einem buckeligen Frauenzimmer und ihrer Mutter zusammenlebte. Er selbst machte keinen Menschen mit seinen Angelegenheiten vertraut, sondern wurde immer verschlossener. Pelle wußte, daß er in einer der Hintergassen in Westerbrücke wohnte, hatte aber nicht einmal seine Adresse. Wenn er stumm über der Arbeit stand, war sein Ausdruck immer finster, zuweilen entsetzlich traurig; es war, als arbeite das Weh beständig in ihm.

Die Polizei verfolgte ihn fortwährend mit ihren Schikanen. Pelle hatte wiederholt einen Wink bekommen, ihn nicht zu beschäftigen; wies aber ganz bestimmt jede Einmischung in seine Angelegenheiten zurück; dann kam man ganz willkürlich auf den Einfall, daß sich Peter Drejer jede Woche zur Kontrolle melden solle.

„Das tue ich nie im Leben,“ sagte er, „das Ganze ist ungesetzmäßig. Ich bin nur für politische Vergehen bestraft. Nun habe ich mich ängstlich gehütet, daß sie mir nicht wegen eines Formfehlers beikommen können, und nun wollen sie diesen Triumph haben. Nie im Leben!“ Er sprach gedämpft und beherrschte, aber seine Hände zitterten.

Pelle versuchte, ihn bei seinem selbstlosen Herzen zu fassen: „Dann tue es meinerhalben,“ sagte er, „sonst stecken sie Dich ein, und Du weißt, daß ich Dich nicht entbehren kann.“

„Würdest Du denn zur Kontrolle gehen, wenn Du eine Vorladung bekämst?“ fragte er dann.

„Ja, es schadet keinem Menschen, wenn er sich der brutalen Uebermacht beugt.“

Dann ging er. Aber es kostete ihm eine amendliche Ueberwindung, und an diesem Tag in der Woche mußte man ihn am liebsten in Ruhe lassen.

12.

Mariens Schicksal lag nicht mehr schwer auf Pelle, die Zeit hatte das Bittere verwischt. Er konnte ohne Gewissensbisse an sein Zusammenleben mit den drei Geschwistern in der Arche denken, und dachte oft daran, wie es den beiden Brüdern wohl ergangen sein mochte. Niemand konnte ihm Aufschlüsse darüber geben.

Eines Tages während der Mittagspause radelte er zu Morten hinaus, um ihm eine Bestellung von Ellen zu machen. In Mortens Wohnzimmer saß eine zusammengesunkene Gestalt, den Rücken dem Fenster zugewandt, und starrte zu Boden. Die Kleider schlotterten ihm um die Glieder, das dünne Haar war farblos; langsam richtete er sein schrecklich verwüstetes Gesicht er Tür zu. Aber Pelle hatte ihn schon erkannt an der zerstückelten rechten Hand, die nur den Daumen und ein Glied des Zeigefingers hatte. Er versteckte sie nicht mehr, sondern ließ sie auf dem dünneren Bein ruhen.

„Nein, guten Tag, Peter!“ rief Pelle überrascht und streckte die Hand nach seiner Linken aus. Peter zog die Hand aus der Tasche und reichte sie ihm; es war ein toter, verstümmelter Klumpen mit ein paar kleinen Vorsprüngen wie Ansätzen zu Knollen, die Pelle zwischen seinen Fingern hielt. Peter sah ihm ins Gesicht, ohne eine Miene zu verziehen; es bligte nur ein wenig in seinem Augen auf, als Pelle zusammensackte.

„Zum Teufel auch, warum stellst Du Dich so an?“ sagte er trocken. „Das konnt' sich doch jeder sagen, daß es auf die Dauer nicht ging, eine Schneidemaschine mit einer Hand zu bedienen. Ich hab' das genau so gut gewußt wie jeder andere in der Fabrik und wartete jeden Tag darauf, schließlich mußt' ich die Augen zumachen. Verdammte und verfluchte, dachte ich, hat das denn nicht bald ein Ende, dachte ich oft, und dann eines schönen Tages war es da!“

Pelle durchschauerte es eiskalt. „Bekämst Du denn keine Unfallrente?“ fragte er, um doch etwas zu sagen.

„Natürlich bekam ich die! Der ganze Rat war zu Ehren meiner Wenigkeit versammelt, mir wurden 3000 Kronen zuerkannt als Vollinvaliden. Na, der Meister hatte ja nichts und hatte versäumt, mich zu versichern, da blieb das denn auf dem Papier. Aber ein großer Fortschritt seit dem letztenmal ist es denn doch, nicht wahr, Kamerad! Etwas hat die Partei ja doch ausgerichtet!“ Er sah Pelle spöttisch an. „Du solltest ein Lebehoch auf die Papierreformen ausbringen.“

Peter war Vize und eine Art Sekretär in einem revolutionären Jugendverein, er hatte auf eigene Faust lesen gelernt und sah mit anderen jungen Leuten zusammen und studierte die anarchistische Literatur. Die anderen sorgten kameradschaftlich für ihn; ein Wunder war es, daß er nicht zugrunde gegangen war. Er hatte nur noch Haut über den nackten Knochen und gleich einem verbissenen Fanatiker, der so annähernd von seinem eigenen Feuer verzehrt ist. Mit seinem Verstand war es nie weit her gewesen; aber es gab auch nicht viele Müsse zu knaden in dem Problem, das ihm das Leben gestellt hatte. Er haßte mit einer Logik, die ganz vernichtend war. Die mächtige Gesellschaftsordnung hatte ein Scheingefetz angenommen; sie hastete nicht einmal für die Verpflichtungen, die sie ihm gegenüber zu haben selbst zugestand. Jetzt war er damit fertig und gehörte zu den Umstürzern.

Er war bei Morten, um ihn aufzufordern, im Klub vorzulesen. „Nicht, daß wir die Schriftsteller anerkennen, das mußt Du Dir nicht einbilden,“ sagte er mit seinem finsternen Ausdruck. „Sie leben von uns anderen und genießen dafür ein sinnloses Ansehen. Nur die körperliche Arbeit verdient geehrt zu werden, all die anderen sind bloß Scharakter. Ich will das nur gesagt haben, damit Du nicht mit einer verkehrten Einbildung kommst.“

„Danke bestens,“ sagte Morten lächelnd. „Es ist immer gut, wenn man weiß, wie hoch man veranschlagt wird. Ihr meint aber doch, daß Ihr mich gebrauchen könnt?“

„Ja, Du gehörst ja zu den verhältnismäßig Anständigen unter denen, die sich damit beschäftigen, die Kapitalisten zu unterhalten. Aber wir im Klub sind uns darüber einig geworden, daß Du kein richtiger Proletarietdichter bist, Du bist zu geleckt. Proletarietdichter hat es noch nie gegeben, und das kann auch einerlei sein, denn man soll keine Unterhaltung aus dem Elend machen. Es kann sein, daß Du das alles bei uns zu wissen bekommst.“

„Ja, es ist gut, ich werde schon kommen,“ erwiderte Morten.

„Und wenn Du uns eine Kantate für unser Stiftungsfest schreiben wolltest — es ist der Tag vor dem großen russischen Massaker —, will ich schon sehen, daß sie angenommen wird. Aber es darf nicht das gewöhnliche Halleluja sein.“

„Nett, daß ich Dich hier traf,“ sagte er zu Pelle mit seinem unveränderlich finsternen Ausdruck. „Hast Du was von Karl gesehen?“

„Nein, wo ist er eigentlich?“ fragte Pelle eifrig. „Der ist jetzt Großbürger, ich glaube, er hat ein Geschäft in der Adelstraße. Aber daran wird er nicht lange Freude haben.“

„Warum denn nicht? Steht es nicht gut mit ihm?“

„Ja, aber eines schönen Tages brennen wir Euch den ganzen Krepel über dem Kopf ab, wir sind jetzt bald 'ne ganze Masse. — Hör' mal, Du könntest mal einen Abend in unserem Verein reden und uns ein bißchen von Deinem Aufenthalt im Gefängnis erzählen; ich glaube, das würde interessieren. Wir beschäftigen sonst nie Außenstehende, sondern reden selbst. Aber Dich einzuführen, würde, glaub' ich, keine großen Schwierigkeiten machen.“

Belle versprach das.

„Er ist eingebildet, was?“ sagte Morten, als er die Türe hinter Peter geschlossen hatte, „dumm ist er aber nicht. Hast Du wohl beachtet, daß er um nichts bat? Das tun sie nie. Wenn sie hungrig sind, gehen sie zu dem ersten besten hin und sagen: Gib mir was zu essen! Es ist ihnen einerlei, was in sie hineingestopft wird, wenn es bloß satt macht; sie danken nie verbindlich. Nichts macht Eindruck auf sie; sie sind Leute, die den Dieb über den Bettler stellen. Im Grunde kann ich das wohl leiden, es ist ein neuer Ton darin. Am Ende ist unser braver Wiederkäufer im Begriff, den einen Magen abzuschaffen und den freigewordenen Stoff in Zähne und Klauen umzuwickeln.“

„Wenn sie nur hervortreten und ein Stück Arbeit mit verrichten wollten,“ sagte Belle. Die großen Worte nützen so wenig.“

„Wie geht es mit Deiner friedlichen Revolution?“ fragte Morten mit einem leisen Aufblitzen im Auge. „Siehst Du einen Fortgang in der Arbeit?“

„Ach ja, es geht langsam, aber sicher; die Welt wurde ja nicht in einem Tage erschaffen. Ich glaube übrigens nicht, daß Du Dich dafür interessierst.“

„Ich glaube, Du greiffst die Sache richtig an, Belle,“ erwiderte Morten ernsthaft. „Dass' aber nur die Jugend unterheizen, um so schneller geht es. Es schadet nicht, daß hierzulande neue Eventualitäten aufsprossen; die Leitenden können gern das Vernünftige haben, daß Pulver unter den Ministerfesseln liegt. Das wird ihr Verantwortlichkeitsgefühl gewaltig stärken! — Willst Du Johanne nicht guten Tag sagen? Sie hat sich sehr nach Dir gesehnt. Leider geht es ihr wieder gar nicht gut.“

„Ellen hat mich hierher geschickt, um Dir den Vorschlag zu machen, daß sie zu uns auf das Land kommen soll. Sie meint, daß Dir das Kind eine große Last sein muß, und daß sie hier auch nicht die rechte Pflege hat.“

„Das ist von Deiner Frau liebenswürdig gedacht. Hat sie aber nicht schon ohnedies genug um die Ohren?“

„Ach, Ellen kann viel übernehmen,“ sagte Belle warm. „Du wirst ihr eine Freude damit machen.“

(Fortsetzung folgt.)

## Tagebuch eines entlassenen Sträflings.

Von Hans von Glümer.

In Berliner Fürsorge.

Berlin N., Sussitenstraße,  
13. April 1909.

Gestern war Ostermontag. Der Bruder ist da. Wir waren bei einem Vetter in Berlin S. Die Familie wohnt in einem Hinterhaus am Kottbuser Ufer. Vetter Ferdinand, ein Schweftersohn meiner Mutter, ist Sozialdemokrat. Schon sein Vater war Sozialdemokrat, einer von den frühesten. Mein Bruder wählt standesgemäß, hat er dem Vetter bei der letzten Wahl erklärt. Wir gingen in ein Bierhaus der Hafenseite. Es war ungemütlich, wie immer, wenn ein unwissender Mensch den Ton angibt. Vetter Ferdinand fühlt sich auch nicht wohl in dieser Sippe, die adelsstolz und unadelig ist. Ich wollte kein Bier trinken, aber der Bruder verspottete mich. Meine Stimmung war ingrimmig, zum Heulen oder Dreinhauen. Die beiden jungen Mädchen, Agnes und ihre Freundin, ärgerten mich und ich nannte sie Gänse. Das brachte den Bruder auf, der kein Bier und keine Beleidigung seiner Schwägerin vertragen kann. Er sagte, ich sollte nur still sein, die Polizei wäre ja schon wieder hinter mir. Vetter Ferdinand und seine Frau machten starre Gesichter und ich wurde weh.

In den Humboldthain bin ich gefahren, habe in den Destillen Schnaps getrunken und Dirnen umarmt. In meinem wüsten Kopf sind heute nur zwei Gedanken: Du wirst ausgewiesen! Die Polizei ist hinter dir!

14. April.

Es bestehen selbst in Berlin schon Rücksichten für entlassene Sträflinge. Das Ausweisungsverfahren wird nicht von der Polizei, sondern durch eine Vermittlungsstelle angefragt, den sogenannten Fürsorgeverein. Er gibt anheim, sich in seinem Schutz zu stellen. Ich pfeife darauf. Die Bestie der staatlichen Ordnung und sozialen Gerechtigkeit soll nur wieder zu mir kommen. Ich brauche keinen Schutz.

Das von gestern hat mich wild gemacht. Prügel sind immer schändlich. Der Bruder ist wieder auf Tour und hat seiner Frau eine Warnung hinterlassen: sie soll ihre Kinder vor mir in acht nehmen. Die Schwägerin hinterbrachte mir das mit ihrem schönen

breiten Lächeln. Ich habe meinen Richten nichts zuleide getan. Rätchen ist immer gleich „schuß“ (böse), wenn ich nicht komme. Erna wird wie ein Stiefkind gehalten, weil sie die Mutter um ihren Beruf brachte und den Vater in eine Zwangshe. Deshalb sucht Erna bei mir elterliche Zärtlichkeit. Ich bin immer noch in Gnadenbrot: für fünfzig Pfennig mittags, für vierzig abends. Die Schwägerin sagt oft genug, daß ich nirgends so billig essen könne. Mein Bruder spielt mit schlimmen Gefühlen, wenn er meine Schande vor seinen Kindern und Vetter ausbreiten will.

19. April.

Gestern, Sonntag, um sechs zu Bett, von drei Gefühlen voll: Zahnschmerzen, kein Geld, Gonorrhöe. Das ist vom Ostermontag, wo mein Bruder mit Bier und Polizei mich betrunken machte. Das Gift der Geschlechter hatte bis jetzt nur meine Seele verwüstet.

Nach dem Scherf sind nur fünfundzwanzig Mark eingegangen, vom „Marktgräser“ und „Mannheimer Tagblatt“ und von der „Freiburger Zeitung“. Auf der Wirtin Spiritusbrenner lachte ich Maggijuppen und Milch. Im Hause ist eine Milchwirtschaft. Die Kühe im Hofgebäude haben einen wehleidigen Ton im Gebrüll. Sie sind zu lebenslänglichem Stall verurteilt und sehen die Freiheit nur einmal noch, auf dem Wege zum Schafott. Die Tiere geben schlechte Milch und erfüllen doch ihren Daseinszweck. Die Milch meiner Dentungsart ist Drachengift geworden. Ich kann auch nicht mehr schreiben.

20. April.

Wenn man mich ausweisen will, wohin? Die Frage reizt meine Neugier zum Hohn. Wohin? Dieser elende und verworfene Mensch ist heimatlos. Ganz und gar. Schade, daß das Wort nicht gesteigert werden kann. So heimatlos wie der entlassene Sträfling Glümer ist selten einer. Im Badischen, nach fünf Jahren ehrlicher Landesarbeit, wollte er staatsangehörig werden und der Zentrumsmeints zum Trotz Landtagswahlberechtigt. Aber es war kein Ursprungsland für ihn aufzutreiben. In Sachsen-Meiningen ist er geboren, in der Provinz Sachsen aufgewachsen, im Hannöverschen zur Schule und Lehre gegangen. Die Familie Glümer ist jahrhundertlang im Braunschweigischen sesshaft gewesen, hat der freien Reichsstadt Braunschweig drei regierende Bürgermeister gestellt, deren erster vor fünfhundertfünfzig Jahren geädelt wurde. Vielleicht ist mein Unterstüzungswohnsitz in den noch früheren Heimaten der Glümers, in Dänemark, Island oder auf einem Wikingerdampf. Vater hat immer erzählt, daß auch er keine Staatsangehörigkeit erlangen konnte. Er ist auf der Flucht des Großvaters, der damals schweizerischer Redaktor war, im Kanton Argau geboren, im Elsaß, in Paris, in den Pyrenäen aufgewachsen und hat ein Duzend Schulen besucht. Der Großvater war „Dema-goge“ der dreißiger Jahre und ist durch alle deutschen Länder getrieben worden. Vaters Bruder, der auf den Dresdner Barrikaden kämpfte, wurde 1849 zum Tode verurteilt und hat durch zehn Jahre Zuchthaus im königlich sächsischen Waldheim vielleicht dort Heimatrecht erworben. Claire von Glümer, die durch Kleiderwechsel den Bruder aus der Zuchthauszelle befreite, ist trotz vier Monate Gefangenschaft auf der Hubertusburg später Dresdener Bürgerin geworden. Der revolutionäre Trieb eines freien Geschlechts muß geächtigt werden bis ins vierte Glied.

20. April.

Man sinniert tagelang und die halben Nächte. Und steht am Scheidewege. Rückwärts liegt die steile, steinige Straße. Ein ehrlicher Weg war es, trotz alledem. Ich springe dem an die Gurgel, der sagt, daß ich ein unehrlicher Mensch gewesen bin. Aber die blanke Waffe wird offen gezogen. Hinterhältige sind Schüchlinge des Schicksals. Ich bin es nicht gewesen. Ich habe so vieles versucht am Leben. Ein redliches Sterben und alles. Nun kreischt eine Stimme in mir: Versuche doch einmal das Gegenteil! Aber — selbst die Unehrlichkeit hat nur ein weites Feld für Menschen, die noch nicht gezeichnet sind. Alle Ehren und Ehrezeichen sind frei für jeden Ehrlosen, der sich heizen der ehlofen Zeit anpassen konnte. Es hat doch keine Generation gegeben jämmerlich und verlogen wie diese. Wer frei sein will, muß ihren Dingen dienen, verrückt werden oder verreden.

Armseliges Studium an der Lebensleiter. Ich bin ohne Geld und Körperkraft zu unterst gesetzt. Mein Geist hat noch keinen guten Käufer gefunden. Der Polizeiknüppel wird ihn gänzlich zum Krüppel schlagen. Wenn ich am Scheidewege heute links wollte, wohin? Für mich ist selbst der Lasterpfad verbaut. Zum Zuhälter fehlt mir Jugend und Gestalt, zum Dieb die ruhige Hand, zum Defraudanten die Stellung. Polizeispittel wäre die einzige Möglichkeit; Spittelwerden ist ja eine Spezialität für Entlassene. Wie denkst du über den Fall, Glümerlein? Keine Lust, Staatsanwälten und Polizeibuben, Henkern und Henkersknechten Konkurrenz zu machen?

21. April.

Ich war im Fürsorgeverein für entlassene Strafgefangene, der im Kellergebäude des Amtsgerichts Berlin Mitte seinen Sitz hat. In der Brunerstraße beim Alexanderplatz, wo das Polizeipräsidiumhaus wie eine drohende Burg steht. Die Bureauräume sind wie ein verregenes Gefängnis. Im Hauptraum warten ängstliche und freche Gestalten. Ein Schreiber nahm meinen Ausweis über die Ausweisung an und frug im Plüferton die notwendigsten Dinge. Er tut wie ein Operateur vor dem Schnitt. Der Bureaudirigent im Zimmer nebenan ist ein kleiner breiter Mann mit großem Bart

und Augen Augen. Er setzt mächtige Unterschriften auf Formulare. Er macht keinen ungünstigen Eindruck, nimmt meinen Aufsatz über die Gefängnisschule an und schenkt mir den eben gedruckten Jahresbericht des Vereins zur Besserung entlassener Strafgefangenen zu Berlin, an dem der Vereinstitel der häßlichste Teil ist. Vielleicht könne ich den Bericht journalistisch verwerten. Für das Ausweiseverfahren hat er beruhigende Worte und eine fast verächtliche Handbewegung: das sei eine veraltete Bestimmung der vierziger Jahre. Ich solle doch in einen Vorort ziehen, dort wäre man duldsamer und einem harmlosen Entlassenen geschähe nichts. Auch eine Legitimation als Entlassener wurde mir ausgestellt, eine Karte mit einer Nummer, die man vorweisen kann in schlimmen Fällen. Ein Schuttschein gegen den Schutzmänn.

27. April.

Gebenedeiter Geist der Bureaukratie. Ich habe Hunger und kein Geld zur Miete und vorgestern an den Fürsorgeverein um ein Darlehen geschrieben. Heute antwortet der Bureaudirektent des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen zu Berlin, mein Besuch müsse an das Direktorium des Vereins zur Besserung der Strafgefangenen zu Berlin, Berlin C. 2, Grunerstraße 1, gerichtet werden. Schreiber, Unterschreiber, Briefbogen und Bureau beider Vereine sind gleich. Der Verein narret mit zwei Kappen. Auf einen steht „Fürsorge“, auf der andern „Zur Besserung!“

1. Mai.

Hurra! Der Herr Polizeipräsident soll leben! Er hat von meiner Ausweisung Abstand genommen. Heute morgen kam der Brief. Vom Fürsorgeverein. Im Schema, mit Redes Namen, der als Bureaudirektent für Fürsorge und Besserung zeichnet. Ich darf in Berlin bleiben und muß mich nur am Monatsanfang dem Verein vorstellen. Also eine auffallend milde Form der Polizeiaufsicht. Ich wanderte stolz durch die Straßen. Wie ein Kind, dem die Prügel erlassen sind. Meine Freiheit lachte über die roten Netzen und Kunstknospen der feiernden Arbeiter. Wie mühselig müssen sie sich einen Tag im Jahr erobern. Herrn Redes habe ich unrecht getan. Er ist ja auch nur ein Opfer der paragrafisierten Vorchrift. Er gab mir zwanzig Mark Darlehen. Aus seiner eigenen Tasche, über den Kopf des Direktoriums hinweg, sagt er. Ich wurde üppig und kaufte ein Reclambändchen um zwanzig Pfennig, des Zuchthäuslers Oskar Wildes Zuchthaus zu Reading. Dann wurden Wirtin und Schwägerin bezahlt. In der zweiten Hälfte April war meine Einnahme achtundzwanzig Mark, einschließlich zehn Mark Vorschuß von der „Straßburger Post“.

3. Mai.

Uebermorgen ist in Bomdorf ein Wechsel von einhundertfünf- undneunzig Mark fällig, Restschuld an die Hausleute. Ich habe diese gewaltige Summe heute in der Hand gehalten und zur Post gegeben. Glühendes Gold und verführerisch schön. Der Freiburger Bezirksverein für Jugendschutz und Gefangenenfürsorge schrieb Anfang März, in pekuniären Schwierigkeiten soll ich mich ungeniert an ihn wenden; der Verein gäbe mir ein unverzinsliches Darlehen auf ein bis zwei Jahre. Der Jugendschutz und Gefangenenfürsorgeverein schickte am Ersten die einhundertfünf- undneunzig Mark.

9. Mai.

Der Verein zur Besserung der Strafgefangenen zu Berlin unterhält eine Schreibstube für Entlassene, die nach dem neuen Jahresbericht seit Oktober 1906 von dreihundertfünfzig Schülern benutzt wurde. Die Bureauzeit ist von acht bis halb vier Uhr mit kurzer Mittagspause. Wer wöchentlich mehr als drei Mark verdient, bekommt zehn Prozent abgezogen. Der Abzug erhöht sich auf fünfzehn Prozent bei Benutzung von Volkstückenpreisemarken oder bei Benutzung einer Fürsorgekassette. Wer Speisemarken und Schlafstelle hat, bekommt fünf und zwanzig Prozent Abzug. Den vollen Lohn genießt also nur, wer die Summe von drei Mark in der Woche nicht erreicht.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Geburt der deutschen romantischen Oper

Von Dr. Martin Ehrenhaus.

Mit der Herrschaft der deutschen Romantik vollzog sich zugleich im deutschen Geistesleben ein Ereignis, das für die Kunst der folgenden Zeit von weittragender Bedeutung werden sollte: der Eintritt der Musik in die allgemeine Kultur an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. Noch am Ausgang des 18. Jahrhunderts gingen Musik und Musiker ohne inneren Zusammenhang mit der Geistesströmung ihre eigenen Wege. Von einer nationalen Kunst der Musik konnte keine Rede sein, denn das wichtigste Mittel zur Festigung einer solchen, das Theater, stand unter der einseitigen Herrschaft der italienischen Oper — von wenigen Ausnahmen abgesehen. Erst die führenden Musiker des 19. Jahrhunderts bewirkten einen allmählichen Umschwung in der Schätzung ihrer Kunst als des Ausdrucks einer Persönlichkeit. Die Romantiker-Musiker

nehmen kulturell eine ganz andere Stellung ein, als die musikalischen Klassiker. Ihr Interessentkreis ist weiter gezogen; sie stehen in lebendiger Fühlung mit Wissenschaft und Bildung, haben lebendige Beziehungen zur literarischen Bewegung der Zeit. Drei der bedeutendsten unter ihnen, Hoffmann, Weber, Schumann, sind auch romantische Dichter, Schriftsteller und Kritiker, denen das Eintreten und Kämpfen für eine deutsch-nationale Kunst als entscheidendes Merkmal gemeinsam ist. Am wichtigsten erscheint ihnen zur Erreichung dieses Zieles die Befreiung der Oper von fremden Fesseln, die Schöpfung der deutschen Oper als eines selbständigen, einheitlichen Kunstwerkes. Der erste, der begeistert diese Idee faßt und sie zusammenhängend entwickelt, ist C. T. A. Hoffmann.

Wie es dem genialen Erzähler Hoffmann zu Lebzeiten nicht gerade glänzend ergangen ist, so hat man ihn auch nach dem Tode lange schlecht behandelt, weil einige Literaturpäpste ohne künstlerisches Verständnis es so in ihren weiterbreiteten Literaturgeschichten eingeführt hatten. Immerhin brachte die Zeit einen durchgreifenden Umschwung in der Beurteilung des Dichters, nachdem Frankreich und französische Schriftsteller längst vorangeschritten waren. Anders steht es noch heute mit Hoffmanns Stellung als Komponist. Es ist zwar durch die neuesten Forschungen zweifellos festgestellt, daß er ursprünglich Musiker gewesen ist und nur von dieser Fähigkeit her richtig begriffen werden kann. Aber nur sehr langsam will sich diese Erkenntnis durchsetzen, vorwiegend deshalb, weil in den Literatur- und Musikgeschichten fast immer geschrieben steht: der Begründer der deutschen romantischen Oper war C. M. v. Weber, wo es doch heißen müßte: der Schöpfer der ersten vollendeten romantischen Oper ist C. M. v. Weber, ihr Begründer ist C. T. A. Hoffmann. Fünf Jahre vor der Premiere des „Freischütz“ in Berlin (1821) fand die Uraufführung der „Undine“ von Hoffmann am gleichen Orte statt. Lange bevor Weber den „Freischütz“ begann, Spohr seinen ersten Erfolg hatte und Beethoven den „Fidelio“ in seiner letzten Gestalt vollbrachte, lange vor dieser Zeit war die erste deutsche romantische Oper entstanden. Ihre Geburt fällt in den Herbst des Jahres 1812, also genau in die Zeit vor 100 Jahren. Der erste Gedanke an die „Undine“-Oper war in Hoffmann im Juni 1812 emporgeleimt. Noch unbestimmt und dunkel schwebten ihm die musikalischen Eindrücke vor. Er suchte nach dem Dichter, der ihm das poetische Gerüst und die förmliche Ausführung gab. Mit dem Augenblick, wo er diesen Dichter gefunden und den Anfang des Librettos fertig in Händen hatte, war das Zustandekommen des Werkes gesichert. Hoffmann selbst hat diesen Zeitpunkt angegeben, und zwar in einem Briefe an seinen Textdichter Fouqué vom 4. Oktober 1812, welcher Tag demnach als der eigentliche Geburtstag der deutschen romantischen Oper gelten kann.

Hoffmann, der damals als Musikdirektor und Theatermaschinist, zuweilen auch als Regisseur und Dramaturg in Bamberg tätig war, hatte schon seit seinem Aufenthalt in Warschau (1804) nach einem passenden Operntext Umschau gehalten und war, da er nichts Passendes fand, mehrmals gezwungen, recht belanglose Libretti zu vertonen. Da lernte er im Sommer 1812 Fouqués „Undine“ kennen und ward so ergriffen von dieser liebenswürdig-romantischen Dichtung, daß er beschloß, aus ihr eine Oper zu machen. Die größte Freude aber für ihn war es, als sich Fouqué selbst, auf Vermittelung des gemeinsamen Freundes Eduard Hübiger, bereit erklärte, die Umgestaltung der Novelle zum Textbuch vorzunehmen. Wie begeistert Hoffmann von dem Stoffe war, wie dankbarfüllt er sich Fouqué gegenüber zeigte, das offenbaren am schönsten die Briefe, die er im August und September 1812 an den Dichter richtete. Diese Briefe sind aber vor allem von hoher Bedeutung für das Entstehen der romantischen Oper überhaupt. In ihnen ist schon alles enthalten, was Hoffmann später zur Theorie des deutschen Musikdramas schrieb und in dem Serapionsbrüder-Dialog „Der Dichter und der Komponist“ gesammelt niederlegte. Denn hier vollzieht sich eben jene lange vorbereitete und ersehnte Synthese zwischen Musik und Dichtung, zwischen deutscher Romantik und deutscher Tonkunst. Am Wortdrama waren die „literarischen“ Romantiker samt und sonders gescheitert, die Schlegel, Tieck, Brentano, Arnim und Zacharias Werner. Andererseits suchte und fand der Drang nach dem Erfassen des Unendlichen seinen Ausdruck in der Kunst, die allein fähig ist, „das Unendliche an sich“ auszusprechen: in der Musik. Das romantische Drama konnte nur Musikdrama sein. Allerdings: es galt einen weiten Weg von Hoffmann über Spohr, Weber und Marschner zurückzulegen, bis die relative Vollendung bei Richard Wagner erreicht war.

Die Briefe Hoffmanns an Fouqué, des Musikers an seinen Dichter, aber sind gerade deshalb so bedeutend, weil sie zeigen, wie klar sich Hoffmann über die Bedingungen eines musikalischen Dramas als des Typs eines neuen Kunstwerkes im bewußten Gegensatz zur älteren Oper war. Darum mögen einige der markantesten Stellen, besonders aus den wichtigsten und entscheidenden Dokumenten vom 15. August und 4. Oktober 1812, hier mitgeteilt sein. Da heißt es: „Wie fern mir jede Annäherung liegt, den herrlichen Dichter auch nur im mindesten beengen zu wollen, darf ich wohl nicht versichern, nur sey es mir erlaubt zu bemerken, daß, wenn manche Begebenheiten wegfallen, weil der Name des Dramas sie nicht aufnehmen kann, und dadurch manche Nuancierung verloren zu gehen scheint, die Musik, welche mit ihren wunderbaren Tönen und Akkorden dem Menschen recht eigens das geheimnisvolle Geistesreich der Romantik aufschließt,

alles wieder zu ersehen im Stande ist.“ Wie alle romantischen Opernkomponisten, so wirkte auch Hoffmann selbständig auf die Gestaltung des Textes ein. Der folgende Abschnitt ist somit typisch für die Entstehungsweise aller folgenden romantischen Opern (Freischütz, Euryanthe, Oberon, Faust, Jessonda, Wamyr, Tempel und Jüdin, Hans Heiling); wenn auch nie wieder das Verhältnis zwischen „Dichter und Komponist“ so innig aussieht wie hier: „Ueberhaupt kann ich es nicht genug wiederholen, daß ich Ihnen jede Abänderung meines Planes mit dem Zutrauen, das wohl jeder Componist zu dem wahren Dichter hegen muß, überlasse; nur den zur musikalischen Wirkung nötigen Klimax der Musikstücke habe ich bezeichnen wollen, und da sind es besonders drei musikalische Massen, die, in näherer Beziehung aufeinander, das ganze Wesen der Oper aussprechend auf den Zuhörer mächtig wirken sollen; nämlich der Sturm im ersten Akt, das zweite und dritte Finale.“ Das Schicksal der vollendeten Oper entspricht in seiner Zufälligkeit dem abenteuerlichen Lebensgange ihres Schöpfers. Im Jahre 1815 wurde sie zur Aufführung am Berliner königlichen Schauspielhause angenommen. Die erste Vorstellung fand am 3. August 1816 statt, und bis zum 29. Juli 1817 wurde das Werk 22 mal wiederholt. Am dem unglückseligen 29. Juli brannte das Schauspielhaus mit der gesamten Ausstattung der „Undine“ nieder. Dem Plane, die Oper im Opernhause herauszubringen, widersetzte sich der Komponist, wie man meint, aus künstlerischer Einsicht, weil der größere Rahmen des neuen Hauses der Intimität seiner Schöpfung geschadet hätte. So blieb die „Undine“ unbeachtet liegen, da angenommen wurde, die Partitur sei verbrannt. Abgesehen von vereinzelten Hinweisen in musikalischen Zeitschriften, wurde der Wiedererwecker Hans Pfitzner, der im Jahre 1906 den ersten Klavierauszug der Oper herausgab, während die beiden säuberlich geschriebenen Originalpartituren als kostbarer Besitz auf der Igl. Bibliothek in Berlin liegen.

Man kann bei unbefangener Prüfung der eben erzählten Tatsachen nur zu dem Ergebnis kommen, daß der deutschen Bühne durch Zufälle und rein äußerliche Umstände ein Werk verloren ging, das seiner inneren Qualität nach sicherlich verdient hätte, lebendig erhalten zu werden. Bei der Betrachtung seiner Musik muß man sich allerdings vergegenwärtigen, daß Hoffmann vollständig auf den von ihm überschwänglich verehrten Meistern Gluck und Mozart fußte und überall da, wo es sich um die Vertonung konventioneller, opernhafter „Nummern“ (Festhöfe, Duett zwischen Bertalda und Undine usw.) handelte, als Epigone jener Großen erscheint. Wo aber die Dichtung neue Anregungen bot, da schlägt auch die Musik zum Teil ganz neue, selbstsame Töne an. Im Mittelpunkt der Handlung steht der gewaltige Elementargeist Kühleborn, für dessen Charakteristik Hoffmann bis dahin noch nie gehörte Klänge und Klangmischungen gefunden hat, so daß Kühleborn der erste, vollwertige Vertreter des dämonischen Prinzips ist, das dann in Mephisto, Kaspar, Vysart, Wamyr, Hans Heiling bis zum „Fliegenden Holländer“ weiter ausgebildet wurde. Interballführung und Instrumentation muten an diesen Partien schon ganz „romantisch“ an; auch die Melodik weist hier und da auf Weber hin, der ja der Uraufführung beimohnte und davon nachhaltige Eindrücke für den „Freischütz“ empfing. Vor allem aber betritt Hoffmann mit der „Undine“ stilistisch neue Bahnen: trotz der Nummerneinteilung, trotz des gesprochenen Dialogs ist die Oper ein Ganzes mit einer einheitlich durchgeführten Grundidee, der Idee der Erlösung durch reine Liebe. Die üblichen komischen Episoden sind vermieden; das Maß der gewöhnlichen Soloarien ist auf das Allernötigste beschränkt, überall tritt das Streben nach der musikalischen Szene, nach möglichstster Geschlossenheit im Aufbau zutage. So muß Hoffmanns „Undine“, trotz der mitunter etwas „altväterlichen“ Musik, nach heute weit über Vorhings gleichnamiges erst 30 Jahre später geplantes Werk, gefällt werden, weil es als Kunstwerk originell und wertvoll ist, während dieses zwar durch seinen glücklichen Schluß theatralisch wirkungsvoller ist in seinem Stil, aber zwischen komischem Singspiel und großer Oper hin- und herschwankt und jener alten Zauberposse viel näher steht, aus der Hoffmanns „Undine“ als die erste deutsche romantische Oper — trotz zeitlich viel engerer Nachbarschaft — so gewaltig emporwächst.

## Kleines feuilleton.

### Kulturgeschichtliches.

Das Alter des Kompasses in Europa. Auf dem letzten Naturforschertage erörterte Dr. R. Hennig die immer noch nicht geklärte Frage, wann der Kompaß in Europa zuerst aufgetreten sei. In der westeuropäischen Literatur ist der Kompaß schon im Jahre 1196, also zur Zeit des dritten Kreuzzuges, nachgewiesen. Es ist demnach die frühere Ansicht, ein italienischer Seefahrer aus Amalfi habe um 1300 die Verwendung der Richtkraft der Magnetnadel erfunden und erprobt, oder der venezianische Reisende Marco Polo († um 1324), habe den Kompaß aus China nach Europa gebracht, unzutreffend und allgemein preiszugeben. Ja, es sprechen sichere Anzeichen dafür, daß der Kompaß schon lange vor dem Jahre 1196 bei den Seefahrern im westlichen und nördlichen Europa bekannt war. Es sieht sogar fest, daß das von dem Chinesen Siu Tschin im Jahre 121 n. Chr. verfaßte Wörterbuch

Schua-ben bereits dem Magneten die Fähigkeit zuschreibt, „der Nadel die Richtung zu geben“. Wahrscheinlich war die Kenntnis des „Südwäfers“ in China sogar schon viel älter. Als ziemlich gesicherte Ansicht dürfen wir annehmen, daß die Chinesen auf ihren Seefahrten nach Indien den dabelst Handel treibenden arabischen Kaufleuten die Kenntnis des Kompasses vermittelt haben. Der Aegyptologe Wiedemann hat den Nachweis geliefert, daß die europäischen Völker zur Zeit der Kreuzzüge die Magnetnadel im Orient kennen lernten, oder aber daß, wie Professor Siegmund Günther annimmt, die Erfindung in Europa, unabhängig vom Fernorient, noch einmal gemacht worden sei.

Dr. Hennig glaubt, daß beide Theorien etwas Gezwungenes an sich tragen. Er macht daher auf einen neuen Weg aufmerksam, auf dem die Kenntnis des Kompasses bereits im neunten und zehnten Jahrhundert von den Arabern nach Nordeuropa gekommen sein könnte. Das größte Seefahrer Volk jenes Zeitalters waren die Normannen, sie haben einen verhältnismäßig sehr regen Handelsverkehr mit den Ländern der asiatischen Kalifen unterhalten und zwar auf dem Wege über die russischen Ströme bis zum Schwarzen und zum Kaspischen Meere. Wie die arabischen Schriftsteller des zehnten Jahrhunderts ausdrücklich bezeugen, gelangten die Normannen in dieser Zeit zu Handelszwecken aber auch über das Kaspische Meer hinaus nach Bagdad. Daß den Normannen wie auch den Byzantinern des Mittelalters sowohl der Dniepr-Wolchow- wie der Dniepr-Weichsel-Beg zur Bernsteinflüsse des Baltischen Meeres wohlbekannt war, beweisen die arabischen Münzfunde im Gebiet der Ostsee ebenso wie viele Stellen der arabischen, russischen und westeuropäischen Literatur des Mittelalters. Haben also in der gleichen Zeit die Araber durch ihren Handelsverkehr mit den Chinesen den Gebrauch des Kompasses schon gekannt, so muß man auch annehmen, daß die Normannen bei ihren regen Beziehungen zum Orient und zu den Arabern die für ihre weiten Seereisen unschätzbare Erfindung auch kennen gelernt und benutzt haben. Auf diese Weise hätte also schon zwei bis drei Jahrhunderte vor den Kreuzzügen der Gebrauch der Magnetnadel aus dem Orient nach Europa gelangen können, und es wäre damit auch die zunächst schwer aufzubellende Tatsache erklärt, daß der Kompaß anscheinend im Norden Europas früher als im Süden bekannt war.

### Vom Menschen.

Das Alter des Menschen in Südamerika ist eine Frage, an deren Lösung die Anthropologie während der letzten Jahre mit besonderer Hingabe gearbeitet hat. Dieser Eifer ist begreiflich, da von der Entscheidung, ob in Südamerika deutliche Spuren einer vorgeschichtlichen Bevölkerung zu finden sind, die Beantwortung der viel allgemeineren Frage abhängt, ob sich der Mensch in Amerika überhaupt gefondert entwickelt haben könnte oder ob die Besiedelung von der alten Welt her geschehen ist. Die gründlichste Forschung, die mit diesem Ziel bisher planmäßig unternommen worden ist, wird durch eine Expedition dargestellt, die jetzt eben von Argentinien nach den Vereinigten Staaten zurückgelehrt ist. Außer den Anthropologen Prof. Hrdlicka und Dr. Holmes nahm der Geologe Professor Bailey Willis nebst zwei Gelehrten des Laboratoriums für Geophysik am Carnegie-Institut teil. Hrdlicka war für diese Untersuchungen wie kein zweiter geeignet, da er in den letzten Jahren entsprechende Forschungen über das Alter des Menschen in Nordamerika ausgeführt hatte. Die Hauptzwecke der Reise waren: die Prüfung der Knochenreste, die angeblich dem vorgeschichtlichen Menschen angehören und in Brasilien und in Argentinien aufbewahrt werden; das Studium der Ortschaften und der Ablagerungen, von denen diese Funde gekommen sind; ferner die Sammlung von Gegenständen aller Art, die auf das Alter des Menschen in Südamerika Bezug haben. Der Aufenthalt der Forscher in Argentinien hat sich über ein Vierteljahr ausgedehnt und führte Hrdlicka schließlich noch nach Peru hinüber.

Der Bericht über die Reiseergebnisse ist jetzt erschienen. Die erste Zeit war namentlich der Erforschung der Funde gewidmet, die von argentinischen Gelehrten als zweifellose Reste des vorgeschichtlichen Menschen betrachtet werden. Besucht wurden insbesondere das Tal des Rio Negro, der Bezirk von Oberero im nordwestlichen Teile der Republik, wo in den letzten Jahren besonders viele Menschenknochen aufgefunden waren, und ferner die Provinzen Tucuman, San Juan und Mendoza. Jedes Stück, das auf den Urmenschen bezogen werden konnte und für die Forscher erreichbar wurde, unterlag einer genauen Prüfung, und außerdem ist auch jede für die Expedition wichtige Vertikalkarte aufgeführt worden. Das Ergebnis ist den bisherigen Annahmen durchaus entgegengesetzt. Die Forscher haben die Ueberzeugung gewonnen, daß nach der gegenwärtigen Kenntnis die Annahme von einem hohen Alter des Menschen in Südamerika auf schwachen Füßen steht. Insbesondere liegen keine Beweise dafür vor, daß die Indianer in Südamerika Vorfahren von sehr hohem Alter besessen haben. Infolgedessen erhalten auch die Theorien über die gefonderte Entwicklung des Menschen in Amerika oder einer eigenen Rasse im südlichen Teil des Kontinents einen schweren Stoß. Alle gesammelten Tatsachen konnten nur auf das Vorkommen der in zahlreichen Stämmen zerplatzerten und verhältnismäßig modernen indiamischen Bevölkerung bezogen werden.